



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Zwölftes Kapitel.

Die Vollblut-Stute.

Warum, o Steuermann, deinen Kiel
Wendest du gerade nach dem Riffe?
Man begriffe nicht der Thoren Ziel,
Wenn man sich nicht selbst begriffe.



Mitt drei Uhr nachmittags stand die schwarze Stute des Prinzen von Parolignac, vom Reitknecht geführt, vor der Wohnung des Grafen von Hüningen, und der Prinz selbst hatte sich auf seinen Fuchs ebenfalls eingefunden, um dem ersten Ritt des neuen Besitzers auf dem schönen Tiere zuzusehen. Außerdem ward der Doppelpony vorgeführt, den Comtesse Hyazinth zu reiten pflegte — er gehörte dem Freiherrn Amadeus von Lovendal, denn der Graf hatte nur Equipage, aber keine Reitpferde in Berlin — und der Rittmeister Graf Viktor von Falkenfels erschien zur selben Stunde auf einem lichtbraunen Wallach.

Es waren schöne Pferde, die hier vereinigt waren, denn sowohl der Prinz als auch der Rittmeister waren Reiter ersten Ranges und hätten sich nötigenfalls lieber in einem zerrissenen Rock sehen lassen als auf einem geringen Gaul, der Freiherr von Lovendal seinerseits wählte seine Tiere mit Hilfe eines gewiegten Stallmeisters und eines unergründlichen Geldbeutels aus. Aber mit der schwarzen Stute konnten sich weder der Fuchs noch der braune Wallach, noch der Doppelpony oder gar die Pferde der beiden Reitknechte vergleichen.

Als Comtesse Hyazinth mit ihrem Bräutigam vor die Thüre trat und die beiden Herren begrüßte, welche auf sie warteten, ruhten ihre Augen mit Entzücken auf dem Tier, dann aber warf sie einen schnellen besorgten Blick zu

Grenzboten I. 1882.

ihrem Bräutigam hinüber. Es entging ihrem Kennerblick nicht, daß dies ein Pferd sei, welches schwer zu beherrschen sein mußte.

Die schwarze Stute stand ganz ruhig, aber ihre Ohren waren sehr beweglich, und ihre großen wunderschönen Augen rollten mit einem feurigen Glanz. Sie war kohlschwarz, kein weißes Härchen war an ihr, und sie glänzte wie in Seide gekleidet. Der Bau ihrer Glieder war vollendet, sie hatte den arabischen Schnitt mit Beimischung englischer Zucht, unter der feinen Haut war das Gewebe der Adern zu sehen, der lange Schweif, den sie in stolzer Weise trug, peitschte ihr die Flanken.

Das ist das schönste Pferd in der ganzen Stadt, rief Hyazinth bewundernd aus. Ich gratulire dir zu der Acquisition. Aber difficile ist es, fügte sie hinzu.

Ich habe gern ein difficile Pferd, erwiederte der junge Freiherr, die ruhigen Tiere werden bald langweilig.

Dies wird Ihnen wohl Kurzweil genug bereiten, sagte der Rittmeister mit Nachdruck.

Lassen Sie sich nicht ängstlich machen, lieber Baron, sagte der Prinz. Denken Sie nur daran, wie ich Ihnen gesagt habe: Eine recht leichte Hand und absolut ruhigen Sitz, ohne daß auch nur der Schatten eines Unterschenkels fühlbar wird. Sie werden glauben einen Vogel zu reiten, so geht der Gaul.

Der junge Freiherr hatte ein unbehagliches Gefühl bei diesen Worten. Weshalb sprach man mit ihm, als sei er ein Reitschüler? Er antwortete nicht, half seiner Braut in den Sattel, schwang sich selber hinein und ließ die schwarze Stute neben dem Doppelpony gehen. Der Prinz und der Graf schlossen sich rechts und links an, die beiden Reitknechte folgten. Es war eine äußerst elegante Kavalkade, und alle einigermaßen sachverständigen Leute blieben auf der Straße stehen, um sich den Zug genau zu betrachten.

Comtesse Hyazinth sah im Reithut und Reitkleid auf dem Rücken des Pferdes ausnehmend gut aus. Sie saß mit vornehmem Anstand und mit nachlässiger Sicherheit im Sattel, so daß niemand, der sie sah, bezweifeln konnte, sie sei eine geborne Amazone. Der junge Freiherr blickte sie bewundernd an, so oft ihm sein Pferd Muße dazu ließ. Es ging ruhig seinen Weg, ohne irgendwelche Sprünge zu machen, aber es zeigte große Aufmerksamkeit nicht nur für die ganze umgebende Welt, sondern auch für die geringste Bewegung seines Reiters. Ein leichtes Schnauben verkündete seine Teilnahme an den Ereignissen über ihm. Es schien sich erst an den Gedanken gewöhnen zu müssen, daß es einen neuen Herrn habe, und ließ diesen denken, daß es gut sei, jede Sekunde auf irgend etwas Unerwartetes gefaßt zu sein. Solange man auf dem Pflaster war, ging es einen gleichmäßigen elastischen Schritt, schob gleichsam, wie es seinem Reiter vorkam, die Vorderbeine aus den Schultern behutsam vor und setzte die kleinen Hufe vorsichtig nieder, um das Getragenwerden möglichst an-

genehm zu machen. Als man vor dem Thor auf weichen Boden kam und zu traben begann, richtete es den feinen Kopf auf, schnob kräftig in regelmäßigen Pausen und machte sich gleichsam zu allen Anforderungen bereit. Es schien sich wie ein Gummipferd zusammenzuziehen, um aus konzentrierter Kraft die Beine vorzustößen, und schwebte über die Erde hin, als ob es sie gar nicht berührte. Es schien mehr ein Tanzen als ein Laufen zu sein.

Wundervolle Bewegungen! rief der junge Freiherr vergnügt aus.

Er war ein tüchtiger Reiter und gab sich die größte Mühe, den Andeutungen des Prinzen nachzukommen. Auch fühlte er selbst deutlich genug, wie gut es sein würde, absolut ruhig zu sitzen und weder durch Zügel noch Schenkel dem feingerittenen und empfindlichen Tier einen Grund zum Argwohn zu geben. Er gestand sich, noch nie ein Pferd geritten zu haben, das solche Kunst des Reiters erforderte. Zu Zeiten war es ihm, als verwandelte sich der Rücken des Tieres in eine Schlange, die unter ihm wegschlüpfen wollte, und bei dem geringsten Anlaß, wenn etwa eins der andern Pferde um eine Nasenlänge vor kam oder eine heftigere Bewegung machte, schoß es in einer Langade vor, daß der junge Freiherr auf dem Rücken eines Ablers zu sitzen glaubte.

Aber er saß ruhig wie angewachsen und hielt die Hand still wie aus Erz gegossen. Die Begleiter machten ihm ihr Kompliment, und er glaubte zu bemerken, daß seine Braut ihn mit Bewunderung ansah.

Wissen Sie, Comtesse, was der Prinz eigentlich hier will — ich meine hier in Berlin? fragte der Rittmeister, als es wieder im Schritt ging.

Nun? entgegnete sie. Ist es ein Rätsel?

Ich bitte dich, Viktor, sagte der Prinz von Parolignac, verdirb doch nicht meine Chancen dadurch, daß du es erzählst.

Deine Chancen zu verderben, ist ein gutes Werk.

Da müßte der Prinz sehr schlechte Absichten haben, sagte der Freiherr.

Das hat er auch, er will heiraten, entgegnete Graf Falkenfels.

Sind das schlechte Absichten? fragte Hyazinth lachend.

Die Philosophen sagen, daß an und für sich nichts schlecht sei und nichts gut, antwortete der Rittmeister. Es kommt alles auf die begleitenden Umstände an. Die sind nun für den Prinzen in diesem Falle so gravirend wie nur möglich. Denn er weiß nicht, welche Dame er heiraten will, sondern er will sich hier die schönste, tugendhafteste, leichtsinnigste, ernsthafteste und lustigste junge Dame aussuchen, um sie nachher sitzen zu lassen und auf die Jagd zu gehen.

Das ist eine zu verworrene Darstellung, Graf Falkenfels, als daß ich sie verstehen könnte, erwiderte Comtesse Hyazinth.

So geht es mir nun, sagte der Prinz. Mit den besten Absichten von der Welt werde ich ein Stichblatt für die Pfeile des Witzes und der Satire. Ich versichere Sie, gnädigste Comtesse, dieser Mann, den ich leider meinen Vetter nennen muß, ist ein gefährlicher Mensch. Er nährt sich von Bosheiten, er

frühstückt Ironie und speist zu Mittag Sarkasmus. Was soll da Gutes herauskommen? Vor kurzem schüttete ich ihm mein ganzes Herz aus und bat um seinen Rat. Ich stand vor ihm wie ein vertrauensvolles Kind und wollte mich in meiner Hilfsbedürftigkeit an ihn anlehnen. Denn ich suche eine Frau, und ich bin so unerfahren in allem, was das bessere Geschlecht betrifft, daß ich für mich allein keinen Entschluß zu fassen wage. Da kam ich bei ihm aber schön an. Er riet mir, ich möchte mir an den Knöpfen abzählen, ob ich heiraten sollte oder nicht.

Sind Sie selbst denn wirklich so ratlos wie Sie sagen? fragte Comtesse Hyazinth.

Ganz ratlos, erwiderte der Prinz. Meine einzige Hoffnung ist noch die, daß sich irgend eine Dame meiner annimmt und mir Rat erteilt, denn auf Männer setze ich kein Vertrauen mehr, seitdem mein Vetter Viktor, auf den ich Häuser baute, mich so schändlich behandelt hat.

Die Dame, welche dir raten soll, muß aber, damit sie den Fall beurteilen kann, vorher deine vollständige Beichte hören, sagte der Graf.

Damen dürfen nicht Beichte hören, nicht einmal unter einander, antwortete er. Warum nicht? fragte Hyazinth.

Das hat Papst Sixtus V. verboten. Zu dem kamen eines Tages die Äbtissinnen der römischen Nonnenklöster und stellten ihm vor, wie viel besser es doch sein würde, wenn diesen Klöstern ein Indult bewilligt würde, demgemäß die Frauen dort unter sich beichten könnten. Sie würden dann viel freier und ungenirter beichten, als sie bis jetzt vor Männern gethan hätten. Ich würde den Indult gern erteilen, antwortete der heilige Vater, habe aber ein Bedenken. Ihr wißt, die Beichte muß geheim gehalten werden, und ich fürchte, das würde euch Frauen unmöglich sein. O, sagten sie darauf, das brauchen sich Eure Heiligkeit nicht einzubilden. Wir Frauen können ebenfogut ein Geheimnis bewahren wie die Männer, und wohl noch besser. Wohl denn, erwiderte der kluge Papst, so wartet einen Augenblick, ich werde euch den Bescheid ausfertigen. Er verließ sie für kurze Zeit und kam dann mit einer Schachtel wieder, in welche er einen jungen Hänfling gesperrt hatte. Die übergab er ihnen und bat, sie an einem sichern Orte aufzubewahren. Zugleich versprach er ihnen bei den heiligen Schlüsseln, ihre Bitte zu erfüllen, wenn sie die Schachtel geheim hielten und bedrohte sie mit Exkommunikation, falls sie dieselbe öffneten. Dann erteilte er ihnen seinen Segen und hieß sie die Schachtel am andern Tage wiederbringen. Als sie nun Tags darauf wiederkamen, überreichten sie die Schachtel mit einiger Verlegenheit, und als der heilige Vater sie vorsichtig öffnete, war allerdings ein Vogel darin, aber — es war ein Zeisig. Da führte er ihnen zu Gemüth, daß es doch wohl ein zu schweres Ding für sie sein würde, das Beichtgeheimnis zu bewahren. Hätten sie doch nicht einmal die Schachtel, deren Geheimniß er ihnen so streng anempfohlen, von einem Tage zum andern verschlossen halten können.

Aber meinen Sie denn, Prinz, sagte Hyazinth, daß die Frauen, von deren Diskretion Sie eine so geringe Vorstellung haben, imstande wären, Ihnen in einer wichtigen Sache einen guten Rat zu erteilen?

Wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, erwiderte der Prinz — und meine Sinnesart ist einmal so sehr der Wahrheit zugeneigt, daß es mir schwer wird, sie zu unterdrücken —, so möchte ich am liebsten den Rat einer Dame hören und zwar gerade einer solchen Dame, die selbst recht thöricht ist. Denn ich schließe mich der Meinung der alten Völker an, daß in der Narrheit eine Stimme der göttlichen Offenbarung zu Tage kommt. Holten sich doch die Germanen ihren Rat über wichtige politische Angelegenheiten bei Frauen, die unter heiligen Bäumen wohnten, und die Griechen gingen zu einer Jungfrau, die im Dampf auf einem Dreifuß saß und sich verrenkte und schrie, was sicherlich kein Beweis für gesunden Menschenverstand war. Aber diese Alten dachten, daß Leute, die in ihren eigenen Angelegenheiten ordentlich und verständig wären, des Beistandes der Götter nicht bedürften, weil sie selbst schon für sich sorgten, dagegen aus dem Wahnsinn derer, die das Eigene vernachlässigten, sich um nichts irdisches kümmerten, sondern nur über göttliche Geheimnisse grübelten, glaubten sie himmlische Eingebungen herauslesen zu können. So geht es mir nun auch. Eine anerkannte Pythia in Berlin zu suchen, habe ich freilich keine Lust, denn die Damen, die hier auf prophetischen Dreifüßen sitzen, sind mir hinsichtlich ihrer göttlichen Konnexionen verdächtig, aber ich kenne doch auch hier Damen, die thöricht genug handeln, um annehmen zu lassen, daß sie sich um ihr eigenes Glück gar nicht kümmern, Damen zum Beispiel, welche Männer heiraten, die sie nicht lieben, während sie den Mann, den sie lieben, unglücklich machen, und das vielleicht lediglich aus einfältigen Familienrücksichten.

Der Prinz sagte dies alles mit der spielenden und etwas affectirten Manier, die er oft anzunehmen liebte und aus der sich kaum erkennen ließ, ob er im Scherz rede oder ob er nicht etwa scharf gespitzte Pfeile aus dem Versteck abschieße. Aber bei den letzten Worten blickte ihn Comtesse Hyazinth mit einer unwillkürlichen Bewegung forschend an und erröthete bis unter das Haar. Der Graf von Falkenfels ward ebenfalls aus seiner Ruhe aufgestört und sah den Freund vorwurfsvoll an. Er kannte die Rücksichtslosigkeit des Prinzen, seine spitze Zunge und seine Neigung, die Menschen unter dem Deckmantel einer leichten und scheinbar harmlosen Plauderei zu reizen.

Am empfindlichsten aber ward der Freiherr Amadeus berührt, der keinen Augenblick bezweifelte, daß die letzten Worte des Prinzen auf die Anwesenden gezielt waren.

Dieser selbst dagegen ward durch die Wahrnehmung, daß er Anstoß erregt habe, vielmehr erheitert als erschreckt, und er fuhr mit der größten Ruhe fort: Da habe ich nun natürlich eine so enorme Auswahl, daß ich wieder in Verlegenheit komme, welche Dame ich über das Glück meiner zukünftigen Ehe be-

fragen soll. Als ich von Paris fortging, gab mir mein guter alter Onkel, der Herzog von Casteyrie, ein Abschiedsfest, und es waren zehn Ehepaare in der Gesellschaft. Neun von den Damen hätte ich fragen können, aber ich fürchtete, ausgelacht zu werden. Die Pariserinnen denken gar zu leicht, man wollte sie aufziehen, wenn man von ehelichem Glück spricht. Hier in Berlin ist das besser, da findet man immer noch hie und da ein weiches Herz. Beiläufig bemerkt, die zehnte Dame, diejenige, welche glücklich mit ihrem Manne lebt, hätte ich schon deswegen nicht um ihre Ansicht befragen können, weil sie taubstumm ist. Sie ist mit diesem Fehler geboren, im übrigen eine charmante Dame, und die mich zu dem Glauben gebracht hat, daß die schlimmste Klippe ehelichen Glückes darin besteht, daß beide Teile sich des ungehinderten Gebrauchs ihrer Zunge erfreuen.

Glücklicherweise, entgegnete Comtesse Hyazinth, ist nicht allen Leuten eine solche Zunge beschieden, wie Ihnen, mein Prinz, denn dann wäre es allerdings besser, wenn die Trauhandlung noch um die Ceremonie des Zungenabschneidens bei einem der Beteiligten erweitert würde.

Unter dergleichen frivolem Gespräch ging es im Schritt weiter, bis der Prinz die Bemerkung machte, die schwarze Stute scheine nicht mehr so ruhig zu gehen wie zu Anfang, und einen Galopp vorschlug, damit sie ihre Bewegung bekomme.

Das Pferd ging in der That nicht mehr so ruhig wie zu Anfang, aber die Schuld lag daran, daß Amadeus unruhig saß. Die schwarzen Gedanken, welche ihn Tags vorher gepeinigt hatten, waren wieder erwacht und bestürmten ihn in der jetzigen Umgebung mit doppelter Kraft. Er glaubte sich zum Ziel des Hohnes für seine Begleiter gemacht zu sehen, und in dieser Aufregung war es ihm nicht möglich, seinen Puls zu beherrschen. Das Blut rollte ihm wie im Fieber durch die Adern, und das feinfühligste Tier unter ihm ward von der Unruhe des Reiters angesteckt.

Als die Pferde nun im Galopp ansprangen, und auf beiden Seiten das Schnauben und Bäumen der andern Tiere seinen erregenden Einfluß äußerte, mochte die schwarze Stute wohl meinen, es handle sich um ein Wettrennen oder sonst eine bedeutsame Angelegenheit, wobei sie die erste sein mußte, und sie schloß mit großer Hefigkeit vor. Als Amadeus sie zurückhielt, begann sie in solchen Sätzen emporzuschellen, daß Comtesse Hyazinth einen Ruf der Besorgnis nicht unterdrücken konnte. Amadeus zog die Zügel noch schärfer an. Da stieg das Tier steil in die Höhe und hieb mit den Vorderbeinen.

Luft lassen! Luft! rief der Prinz.

Aber Amadeus, zornig über das Pferd und zornig über den belehrenden Zuruf, ergriff die Peitsche am dünnen Ende und schlug den schweren goldenen Knopf mit voller Kraft der Stute zwischen die Ohren.

Sie kam sofort auf die vier Füße herab und stand eine Sekunde gleichsam vor Wut schauernd still, dann faßte sie das Gebiß mit den Zähnen und ging

mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles in gerader Linie davon. Die beiden Herren baten Comtesse Hyazinth zurückzubleiben und folgten dem jungen Freiherrn in voller Karriere, aber das an Schnelligkeit weit überlegene Tier kam ihnen bald aus dem Gesicht.

Sie sahen noch, daß es an der Biegung nach links, welche der Weg machte, nicht der Biegung folgte, sondern geradeaus rannte und mit einem ungeheuern Satz über den breiten Graben hinwegflog, der den Weg von einer weiten, stellenweise mit Gehölz und Gestrüpp bedeckten Fläche trennte. Dann verschwand es vor ihren Augen.

(Schluß des ersten Bandes.)

Erstes Kapitel.

Läßt die Tugend sich lernen?

Wenn man auch nach Mekka triebe
Christus Gsel, würd' er nicht
Dadurch besser abgericht'
Sondern stets ein Gsel bliebe.

Am Tage nach dem Geburtstagsfest des alten Freiherrn von Lovendal, demselben Tage, an welchem Amadeus den Ritt auf der Stute des Prinzen von Parolignac machte, fand ein Abendfest beim Millionär Irrwisch statt, zu welchem zahlreiche Gesellschaft geladen war.

Das große schöne Haus mit seinen prachtvollen Treppenschluchten, den weiten Korridoren und glänzenden Empfangsräumen strahlte in vollster Herrlichkeit, und Frau Irrwisch selbst hatte ihr Lieblingszimmer verlassen, das neue geschmacklose und sehr lebhaft in die Welt hineinschreiende Gesellschaftskleid angezogen. Sie befand sich jedoch nicht wohl. Schon seit mehreren Wochen war sie in sehr finsterner Stimmung, noch weit träger und mürrischer als sonst. Der Hausarzt hatte ihr ein Seebad angeraten und sie hatte in Folge dessen Scheindl kommen lassen, um mit ihr ein Badekostüm anzufertigen. Aber es war in Irrwischs Familie öffentliches Geheimnis, daß Frau Rahel niemals weder in das Seebad, noch an einen andern entlegenen Ort reisen, sondern wie bisher trübselig zu Hause hocken und fortfahren werde, vielen Kaffee zu trinken und schweren Kuchen sowie allerhand sonstige fette Speisen zu genießen, welche ihr vor ihrer Taufe verboten gewesen waren und welche, wie der Arzt behauptete, nicht ohne Einfluß auf ihre Verdauungsorgane waren.

Sylvia glich einer Fee. Sie war in lichtblaue, mit Silber durchwebte Seide gekleidet. Das Gewand war der augenblicklich herrschenden Mode gemäß sehr eng um die schlankte Gestalt zusammengezogen und hatte eine lange Schleppe,

was ihr sehr gut stand. Ein heller Schmuck von Silber-Filigran und Diamanten zierte ihre wohlgeformten Arme, Hals und Haar.

Ihr Bräutigam fand sie sehr schön, als er sie so sah, und alle Welt flüsterte sich zu, daß man nicht leicht ein Paar finden könne, welches so ausgezeichnet zu einander passe, als diese beiden jungen, gut gewachsenen, bildhübschen Leute, Eduard Frank und Sylvia.

Sind Sie bei Lovendal gewesen? fragte Herr Irwisch den jungen Architekten. Jawohl, gleich heute Morgen, erwiderte er.

Und das Resultat?

Die Götter wissen es, sagte Eduard mit seiner gewöhnlichen offenen und lächelnden Miene. Ich muß gestehen, ich finde die Lovendalsche Villa nicht allein stilvoll durchgeführt, reich decorirt und im besten baulichen Zustande, sondern auch durchaus zweckmäßig angelegt. Ich wünschte, ich hätte sie gebaut, und ich begreife nicht, was der alte Herr an dem Gebäude auszusetzen hat.

Haben Sie ihm das gesagt? fragte Herr Irwisch in spitzem Tone.

Gewiß, entgegnete Eduard in der einfachsten Weise.

Herr Irwisch machte ein ironisches Gesicht. Mein Herr Schwiegersohn inspe, sagte er, die Gelegenheit trägt all ihr Haar an der Stirn und ist hinten kahl. Wer sie vorbeiläßt, hat keine Aussicht mehr, sie wieder zu fangen.

Damit wandte er sich ab, um Gäste zu begrüßen.

Sylvia richtete einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Bräutigam. Papa ist so reizbar, du solltest doch recht vorsichtig sein, ihn nicht zu verletzen, Eduard, sagte sie. Er hat so viele wichtige Geschäfte, besonders in der letzten Zeit scheint er ganz überbürdet zu sein und ist sichtlich abgespannt und nervös. Trotzdem hat er bei dem alten Herrn von Lovendal in deinem Interesse gehandelt, und nun hast du seine gute Absicht durchkreuzt.

Frau Rahel stand in der Nähe, hatte diese Worte vernommen und betrachtete das Brautpaar mit satirischem Auge, so daß sie in diesem Moment ihrem Bruder, dem Dr. Stahlhardt, auffallend ähnlich sah. Ehe noch Eduard etwas erwiedern konnte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und forderte ihn auf, sie durch den Saal zu führen.

Sie sind wohl sehr verliebt in Sylvia? fragte sie in ihrer formlosen Art und Weise.

Ei, sie ist doch meine Braut, entgegnete Eduard, welcher die Wunderlichkeiten seiner zukünftigen Schwiegermutter kannte.

Damit ist noch nicht viel gesagt, versetzte Frau Rahel mit langsamem und verdrießlichem Tone. Alle die bunten Puppen, die hier heute Abend herumgehen, sind Braut gewesen oder sind es jetzt oder wollen es werden. Ob sie aber alle von einem ehrlichen Herzen wahrhaft geliebt werden, von einem Herzen, wie Sie es haben, Eduard, — das ist die Frage.

Was wollen Sie damit sagen, liebe Mama? fragte er, etwas beunruhigt.

Nichts, entgegnete sie. Mich schmerzt der Kopf und ich habe allerhand schwarze Gedanken. Ich kann die großen Gesellschaften nicht ausstehen. Die Leute zertreten die Teppiche, machen Flecke in das Weißzeug, trinken den Keller leer und moquieren sich nachher über den, der so dumm war, sie einzuladen. Bringen Sie mich in das kleine Zimmer dort, Eduard, und erzählen Sie mir etwas von den Ausgrabungen. Sie können Sylvia später noch genug genießen.

So langweilig es für Eduard war, er gab dem Wunsche nach und erzählte im Nebenzimmer des Tanzsaals, wo jetzt die Musik begann, von Schliemann und Humann. Er hatte Mitleid mit der Frau, die sich offenbar sehr unglücklich fühlte, und freute sich, ihr einen Gefallen thun zu können. Doch beschäftigte seinen Geist nebenbei die eigenthümliche Manier, mit welcher Frau Rahel heute, wie schon mehrmals vorher, von seinem Verhältnis zu Sylvia gesprochen hatte. Es schien ihm so, als wollte sie ihn vor der Herrschsucht seiner Braut warnen, als wollte sie ihm zu verstehen geben, er möge auf seiner Hut sein, daß Sylvia ihn nicht ganz zu ihrem Sklaven mache. Er konnte sich selbst nicht recht klar machen, was er von Frau Rahels Äußerungen halten sollte, und umsoweniger, als es ihm doch unglaublich und gegen alles Herkommen verstößend erschien, daß eine Mutter gegen das Interesse ihrer eigenen Tochter handeln sollte.

Bei alledem hatte gerade heute Sylvias Bemerkung über sein Benehmen gegen ihren Vater ihm eine Mißstimmung gegen sie eingeflößt. Es war das wieder dasselbe Lied, welches sie im Tiergarten gesungen hatte. Man wollte ihm zumuten, seine künstlerische Überzeugung zu verleugnen, um Geld zu machen; er sollte seinen Charakter ändern um des Mammons willen.

Er dachte heute Abend, es müsse doch sehr angenehm sein, eine Frau zu haben, welche weder Vater noch Mutter, weder Brüder noch Schwestern, weder Reichthum noch Ehrgeiz besitze, eine Frau, welche nichts habe als Liebe zu ihrem Mann.

Unwillkürlich trat hierbei das Bild der schönen Waise vor sein inneres Auge. Er hatte viel an Betty denken müssen. Wieder gesehen hatte er sie nicht. Sie war nach Kürbisdorf abgereist und hatte nichts von sich hören lassen. Ob es ihr dort wohl gut erging? Sie war so anspruchslos und dankbar! Seiner Braut hatte er nichts von dem kleinen Abenteuer erzählt, indem er hierin dem Räte seiner Freundin, der Frau Lehmann, folgte.

Währenddessen ward im Saale getanzt, und in den übrigen Gemächern bildeten sich nach Neigung und Lebensalter verschiedene Zirkel. Viele namhafte Leute, darunter Abgeordnete, Künstler, Gelehrte befanden sich unter der großen Zahl der Gäste.

In der Berliner Gesellschaft ist noch jener alte Ruf ernster Interessen und hoher Bildung eine Wahrheit, jener Ruf, der die verstandesscharfe Hauptstadt von Alters her auszeichnet, und so fand sich auch, während die junge Welt den Tanzsaal bevölkerte, in dem entlegensten Zimmer der langen Flucht ein Kreis

von älteren Herren und Damen im Gespräch über die herrschenden Fragen der Kunst, der Wissenschaft und der Politik zusammen.

Auch Dr. Stahlhardt hatte sich hierher zurückgezogen. Er liebte die Geselligkeit, konnte stundenlang von einem Winkel aus dem Treiben ruhig zusehen, war aber besonders ein Freund von Gesprächen mit den Koryphäen der Wissenschaft, deshalb kam er gern zu den Festlichkeiten im Hause seines Schwagers.

Die Hauptperson in dem stillen Zimmer war diesen Abend ein berühmter Anthropologe, Universitäts-Professor, und dieser sagte, als sich das Gespräch auf die von ihm in Asien angestellten ethnologischen Forschungen und die Schädel verschiedener Rassen wandte, mit einem mitleidigen Lächeln zum Dr. Stahlhardt, er hätte mit einer gewissen Rührung vernommen, daß die längst für tot gehaltene Phrenologie in ihm einen Vertreter gefunden habe.

Es war nämlich Stahlhardts phrenologisches Werk vor kurzem erschienen.

Sie halten, wie mir es scheint, nicht viel von der Phrenologie, sagte der alte Gelehrte.

Der Professor zuckte die Achseln. Die Sache hat ja eine gewisse Bedeutung, erwiderte er, und es ist nicht zu leugnen, daß die stark entwickelte Stirn auf bedeutenden Verstand schließen läßt, wie der hohe Oberkopf auf das Überwiegen der Gemütsinne. Das wußte man seit lange. Aber es ist doch wohl nur unbewiesene Hypothese, wenn man weiter geht. Es fehlt der Phrenologie eben die wissenschaftliche Begründung.

Und haben Sie in meinem Buche die wissenschaftliche Begründung nicht gefunden? fragte Dr. Stahlhardt.

Ich muß gestehen, daß ich noch nicht dazu kam, es zu lesen, weiß auch nicht, ob meine streng wissenschaftliche Thätigkeit mir die Zeit dazu lassen wird. Die Phrenologie kann niemals eine Wissenschaft werden, denn wenn wir annehmen wollten, daß die Eigenschaften des Menschen ihm angeboren wären, müßten wir unsern Straftodex, unsre Erziehungsmethode, kurz so ziemlich alle unsre Institutionen umändern. Was bliebe denn von den schönsten Früchten unsrer Kultur übrig, wenn wirklich der Charakter eines tüchtigen Staatsbürgers, also die Aufgabe der Volkserziehung, dem einen angeboren wäre, dem andern nicht? Diese phrenologischen Phantasien lassen sich gar nicht ernstlich diskutieren.

Sie meinen also, daß der Charakter des tüchtigen Staatsbürgers Gegenstand der Erziehung sei und sich lernen lasse? fragte Dr. Stahlhardt in nachdenklicher Weise.

Natürlich! entgegnete der Professor nachdrücklich. Daran kann man doch wohl nicht zweifeln.

Da ist die Pädagogik allerdings eine schöne Kunst, sagte der Alte. Ich will nicht verhehlen, daß ich es bis jetzt bezweifelt habe, doch wenn eine solche Autorität, wenn ein Fürst der Wissenschaft sich dafür erklärt, muß es wohl so sein, und ich muß es glauben.

Der berühmte Gelehrte heftete einen geringschätzigen Blick auf ihn.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Lessings Emilia Galotti. Nebst einem Anhang: Die dreitägige Bearbeitung. Von Richard Maria Werner. Berlin, Wilhelm Herz, 1882.

Der alte Streit über Lessings große Tragödie wogt noch immer. Nachdem es eine zeitlang für ausgemacht gegolten, daß die Katastrophe nicht zu retten sei,